



PONY*

An jenem Samstag hatte ich ein berechnendes Ausgehkonzept: Ich kleidete mich ausnahmsweise in Schwarz, zog einen Pullover an, denn es war kalt. Darüber trug ich meinen einzigen Luxusartikel, den ich besitze: eine silbrige Jacke, in deren Stoff Galaxien von Glaspartikel eingearbeitet sind. Unter einem bestimmten Lichteinfall lässt sie mich aufglühen, unter anderen Lichtverhältnissen macht sie mich unsichtbar. Das braucht man ab und zu in dieser Stadt. Dann begab ich mich zu meiner Favoritin. Sie hatte ich vorher sanft bedrängt, dass sie ihre erdbeerroter Lederjacke anziehen sollte, denn meine Absicht war, dass wir als das am besten gekleidete Paar des Abends in der Kuschelgalerie Pony* erscheinen sollten.

Auf meinem Weg zu ihr stellte ich nervös fest, dass es regnete. Meine Jacke trage ich nur selten, zu

besonderen Anlässen. Daher wusste ich nicht, wie sich Regentropfen auf ihrer Oberfläche auswirken würden. Als wandelndes Prisma, das über Lichtbrechung durch die Tropfen eine spektrale Farbspaltung auf die Pony*-Gäste projizieren würde, hätte man mir ein unverschämtes Posing vorwerfen können. Das wollte ich nun wirklich nicht, denn interpretatorisches Gemunkel bleibt an einer Person "unter Beobachtung" haften und vermag dauerhaft ihre Aura zu trüben. Das angenehm zurückhaltende Lichtdesign der Galerie Pony* animierte die Gäste hingegen immer, einen entspannten und höflichen Umgang miteinander zu pflegen – wie in einer Wohnung bei guten Freunden, in der es verpönt ist, durch Arroganz zu glänzen. Letztendlich wurde ich aber, witterungsbedingt, säuerlich, denn meine private Gestaltung des Glücks hüllte sich gerade in ein finstres Szenario, das von oben auf mein Gemüt

nähte. Sich mit einer Erwartungshaltung ins Nachtleben zu stürzen, endet erfahrungsgemäss mit einer Enttäuschung derselben. Daher ist es prinzipiell ratsam, mit einer indifferenten Gemütsverfassung loszuziehen, der ich mich gerade annäherte.

Reichlich spät traf ich in der Wohnung meiner Favoritin ein. Immerhin fanden wir noch etwas Zeit, uns innerlich, bei einem Glas Rotwein, der äusseren, stimmungsvollen Harmonie unserer Kleidung anzugleichen. Die rote Lederjacke rahmte ihren dunkel schimmernden Typ in ein Signal der Verführung, der man besser nur auf Distanz erliegt. Auf unserem Weg zum Pony* löschte der Regen immer noch die auflodernde Spannung. Aber kaum im Etablissement angekommen, tauchten wir erleichtert in ein Ambiente familiären Charmes ein, welcher der gesamten Crew des Pony* zu eigen ist.



Wir setzten uns auf den Fenstersims um die Exotik der grossformatigen Fotografien auf uns wirken zu lassen: Die Ausstellung "Toys 'n' Bears" weckte Sehnsüchte nach Ferne und Weite. Wir plauderten, ein aufkeimendes "Küss mich" meinerseits galant und erfolgreich unterdrückend; jemand fotografierte. Der Blitz hallte wie ein Gewitter wider; meine Jacke war auf dem digitalen Foto in einer gleissenden Nova explodiert.

Typisch – die unmittelbare Einbeziehung der Gäste und ihrer versteckten Talente in eine Veranstaltung des Pony* war jedes Mal unausgesprochene Bedingung, mit der sich tatsächlich jeder arrangiert hat. saasfee*, das hypermoderne Mutterschiff der Galerie Pony*, ist eine Institution, die von ehrlichen, guten, reichen, schönen und schonungslosen Ästheten gesteuert und belebt wird. Dort fühlt man sich geborgen und unter seinesgleichen. Was konnte man also geringeres erwarten, als dass die Vorfreude auf jeden Freitag oder Samstag, für den eine neue Ausstellung angekündigt wurde, wachsen würde wie das Vertrauen in die Qualität der Inszenierungen?

"Vernissage" konnte man die Eröffnungsende für die zehn Ausstellungen im Pony* nicht nennen. Das Wort ist synonym für eine verspannte Veranstaltung, in der jeder die Präsenz der anderen Gäste als Spiegelbild für die eigene Eitelkeit missbraucht. Man schüttet billige Getränke in sich hinein und billige Gespräche aus sich heraus während die Exponate bloss das peinliche Halbwissen der geladenen Gesellschaft rückkoppeln. Wenn man es positiv sieht, ist die Berechenbarkeit bezüglich der gruppenspezifischen Verhaltensweisen in Frankfurt immerhin ein konstanter Faktor. Die Pony*-Crew jedoch veranstaltete ganz unpräntiös und unbefangen nicht berechenbare Jules Vernissagen, die den Gast einladen, den eigenen Spieltrieb mitzubringen, um sich auf ein paar Entdeckungsschleifen im Raum zu begeben, von denen man vorher nie wusste, welche kommunikativen Prozesse sie auslösen würden. Nur auf diese Weise integrierte man sich vollständig,

wurde beispielsweise selbst Teil der Schweizer "Alpen Mythologie". Fast könnte man glauben, dass auf dieser Abschlussveranstaltung Schnee symbolisch auf Heizkörpern schmolz, auf dass die Erinnerung an den turbulenten Abend es nicht tun würde.

Frühes Eintreffen in die Galerie war ratsam; ein ungeschriebenes Gesetz, das gerne und konsequent befolgt wurde, sonst würde man verpassen, wie sich der empfindsame Organismus belebte. Das Pony* war ein kleiner, warmherziger Wohlfühlclub des "Fast Funk" und der guten Launen, der immer länger geöffnet hatte als es angekündigt war, sodass für jeden einzelnen Gast die Voraussetzung geschaffen wurde, seine eigene Schleife schliessen zu können. Das Barpersonal harmonierte zu Recht strahlend, gelassen und optisch eindrucksvoll, da es als Teil der kreativen saasfee*-Belegschaft gewohnt ist, primär seine audio-visuelle Arbeit mit diesen charakteristischen Attributen zu versehen.

An einem anderen Samstag, genauer gesagt, am "Repeat One"-Abend, der Kunst mit Hochrechnung verknüpfte, hatte ich sehr genau hingeschaut – so genau und ausdauernd, dass ich kaum mehr etwas anderes wahrgenommen habe: die ausgestellten Bilder nämlich. Mein Blick verfiel sich immer wieder verstohlen in der frohnatürlichen Ausstrahlung einer jungen Dame, die ich mich zunächst nicht anzusprechen getraute. Wie es so Sitte war im Pony*, anders als in herkömmlichen öffentlichen Tummelplätzen, erlaubten es jedoch die kommunikativen Gesetzmässigkeiten, dass wir uns wie von selbst in ein Gespräch manövrierten. Vielleicht trugen in diesem Moment auch die Konjugationen des Universums dazu bei.

Nach einem kurzen, sympathischen Geplänkel gerieten wir zur gegenseitigen Vorstellungszeremonie. Die Dame offerierte mir zu raten, welcher Beschäftigung sie wohl nachgehen würde. Von einschlägigen Erfahrungswerten konditioniert, formulierte ich – vermeintlich gelangweilt, aber mit einem Augenzwinkern – meinen Verdacht, es könne

sich doch bloss um ein Studium des Graphik-Designs handeln. In gespielter Entrüstung liess sie mich auflaufen, erlaubte mir aber einen zweiten Versuch. Und jetzt wird es visionär: Da ich als Kind immer Zoodirektor werden wollte, verbalisierte ich ohne zu zaudern eine plötzliche, absurde Eingebung, sie sei Tierdesignerin. Nach kurzem, verblüfftem Schweigen bestätigte sie mir tatsächlich mein inspiriertes Gefasel.

Der "Tierladen" sollte zwei Wochen später im Pony* eröffnet werden: Die "Entwicklung systemunabhängiger elektronischer Lebensformen" aus eigener Zucht, an der sich die Dame beteiligen würde, fand dort ein begeistertes Publikum, das sich bei einer Versteigerung der überlebensfähigen Exemplare aller Exponate bemächtigte. Es herrschten zooähnliche Zustände.

Als Soundtrack zur Galerie Pony* möchte ich das folgende Lied empfehlen: "Pony Club" von der australischen Band The Limp (auf M Squared Records, Sydney, 1981). Als ob beide füreinander geschaffen wurden.

Peter Weiss